

Papier aus Graubünden

Autor(en): **Bernhard, Alexander**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **5 (1963)**

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-972322>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

diesem Wege aber nichts erreichen. Wer trug die Schuld dieses Falles von Heimatlosigkeit? Der Kanton Graubünden erklärte, er hätte die Cavaionesi vor der Grenzregulierung nicht einbürgern können, erstens weil sie auf neutralem Boden lebten und zweitens, weil unsere Behörden «in keiner Weise die Verhandlungen mit Italien beeinflussen oder präjudizieren wollten». Da die Cavaionesi nun auf Schweizer Boden lebten, waren sie «schweizerische Heimatlose» geworden.

In einer Eingabe aus dem Jahre 1873 teilte die bündnerische Regierung dem Bundesrat ihre Absicht mit, die Cavaionesi, welche keinen Heimatschein besaßen, einzubürgern. Sie hatte zu diesem Zwecke mit der Gemeinde Brusio die nötigen Verhandlungen geführt. Die eidgenössischen Kommissäre hatten vorgeschlagen, Cavaione solle eine selbständige Gemeinde werden. Da aber seine Einwohner auf einer «niedrigen Bildungsstufe» standen — nur einzelne konnten ihren Namen schreiben —, hätten sie Schwierigkeiten gehabt, ihre öffentlichen Interessen und Geschäfte zu besorgen. Es gab zudem schon damals kleine Gemeinden in Graubünden, welchen die materiellen Voraussetzungen fehlten, um sich finanziell über Wasser zu halten. Für die Regierung Graubündens gab es somit nur eine Lösung: das Gebiet von Cavaione dem der Gemeinde Brusio anzugliedern und den 14 heimatlosen Familien das Bürgerrecht der Gemeinde Brusio zu verleihen. Dabei sollten diese das «volle Bürgerrecht» erwerben, um in den Genuß des Kirchen-, Schul- und Armenfonds zu treten.

Die von Brusio verlangte Einkaufssumme betrug 21 500 Franken. Für das Genußrecht der Fonds sollten 10 000 Franken und in bezug auf Wald und Weide 2500 Franken geleistet werden. Die Entfernung zwischen Brusio und Cavaione verlangte, daß in diesem Bergdorf eine Schule eingerichtet werde, wofür Brusio eine Entschädigung von 19 000 Franken verlangte. Die Einbürgerung der Cavaionesi war somit mit 43 500 Franken Spesen verbunden.

An diese für damals hohen Kosten verlangte Graubünden eine Beteiligung des Bundes. Der Bundesrat unterstützte in seiner Botschaft an das Parlament die Forderungen der Gemeinde Brusio. Er beantragte der Bundesversammlung, an die Einbür-

gerungskosten den Beitrag von 17 900 Franken zu zahlen. Die beiden Kammern stimmten dem Antrag des Bundesrates zu, und die Einwohner von Cavaione konnten sich nun endlich rühmen, einen Heimatschein und eine Heimat zu besitzen.

Die Bewohner von Cavaione, im Jahre 1873 noch 103, waren 1950 nur mehr 65. Eine Zeitlang wanderten sie nach dem Talgrund aus oder nach Australien, wo sie sich als Landwirte betätigten. Später entdeckten sie auch unsere Schweizer Zentren, wohin sie

zum Beispiel als Maurer und Dachdecker zogen. Heute ziehen auch junge Leute ins Unterland, um in Industrieunternehmen eine Lehre zu absolvieren. «Junge bleiben heute wenige hier», sagte mir kürzlich eine freundliche Cavionesese.

Nun soll auch dieses Bündner Bergdorf eine Straße erhalten. Möge diese nicht dazu dienen, den Cavaionesi den Wegzug zu erleichtern, sondern das Leben der dort oben wohnenden Familien angenehmer und leichter zu gestalten.

Vor hundert Jahren, 1863, entstanden in Landquart die ersten Anlagen, welche in der Folge zur heutigen bedeutenden Papierindustrie führten.

Papier aus Graubünden

Von Alexander Bernhard

Wenn die Herstellung von Papier bis zu ihren frühesten Anfängen zurückverfolgt wird, stößt man immer wieder auf das Verfahren, das darin bestand, Pflanzenfasern in dünne Blätter zu formen, die dann für Beschriftung oder Bedruckung geeignet waren. So entstanden als erste papierähnliche Gebilde die Papyrusrollen der alten Ägypter. Viel später wurden in China Papierblätter im Prinzip des heute üblichen Verfahrens «geschöpft». Es ergab sich ein Papier, welches heute noch Zeugnis ablegt von der im Orient gepflegten Papiermacherkunst; in Europa aber fand das Verfahren — weil streng geheim gehalten — erst zu Beginn des 13. Jahrhunderts Eingang.

Für Handschriften und Urkunden wurde seit jeher «das Pergament» (zubereitete Tierhäute) verwendet. Für Bedruckung ist dieses jedoch wenig geeignet, und man war seit der Erfindung Gutenbergs immer auf Faserpapiere angewiesen.

In Graubünden entstanden die ersten Druckereien um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Das erforderliche Papier mußte zunächst aus dem Ausland bezogen werden. Erst im Jahre 1670 stand im Val Clozza bei Schuls die erste Papiermühle unseres Kantons. Ein dort vom Wasser angetriebenes Hammerwerk zerquetschte und zer-

faserte alte Leinen und Baumwolllumpen. Der so entstandene Faserbrei wurde mit feinen Metallsieben «geschöpft», durch Spindelpressen geglättet und an Luft und Sonne getrocknet. So ergab sich ein wohl etwas primitives Papier, das hauptsächlich zu Druckzwecken verwendet wurde. Nach Berichten des Kirchenhistorikers a Porta war aber das in Schuls hergestellte Papier für Bibeldruck, bei welchem es namentlich hätte verwendet werden sollen, kaum zu gebrauchen. Als anno 1703 ein Hochwasser der wilden Clozza die gesamten Anlagen wegschwemmte, fand dieses erste Unternehmen der Papierbranche in unserem Kanton ein Ende, und es wird nachher nichts mehr von ihm berichtet.

Die verschiedenen gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts in Bünden entstandenen Druckereien bezogen ihr Papier teilweise aus der unteren Schweiz, wo in Marly (FR) bereits 1411 die erste Papierfabrik gestanden hat; später folgten weitere Betriebe in Zürich, Basel und Neuenburg. Ständige Verbesserungen in der maschinellen Einrichtung dieser Fabriken, namentlich aber die Erfindung von Ersatzstoffen für die immer knapper werdenden Lumpenfasern, gaben der Papierindustrie neue Impulse und sprunghaften Aufschwung. So stellte 1845 der säch-

sische Webermeister Keller durch Versuche fest, daß sich durch Abschleifen von Holz an rotierenden Steinen splitterähnliche Fasern gewinnen lassen, welche für die Herstellung einfacher Druckpapiere verwendet werden konnten. Und etwa dreißig Jahre später wurden Verfahren entwickelt, mit denen auf chemischem Wege die Fasern des Holzes herausgelöst zu werden vermochten. So erhielt man in der Zellulose ein der Lumpenfaser ähnliches, aber weit billigeres Produkt. Die beiden Ersatzstoffe «Holzschliff» und «Zellulose» wurden mehr und mehr zu den eigentlichen Rohstoffen in der Papierbranche. Nur dort, wo Dauerhaftigkeit oder Luxus die Qualität der Papiere bestimmen, gelangen heute noch Lumpenfasern zur Verwendung.

Was nun die Wiedereinführung der Papierindustrie in Graubünden nach dem Mißerfolg in Schuls anbelangt, so mußte mit den gleichen Schwierigkeiten gerechnet werden, die der Industrie im allgemeinen warteten. Das Land war gegen die Mitte des letzten Jahrhunderts hierfür noch nicht reif. Es mußte die Verbindung zur einzigen 1858 nach Chur erstellten Bahnlinie geschaffen werden. Die Bevölkerung, im freien Bauernstande erzogen, hatte keinen Sinn für streng geregelte Arbeitszeit in den dumpfen Fabriken. Wohl mahnte die wachsende Abwanderung (allein in den Jahren 1846 bis 1850 reisten gegen 2000 Bündner nach Amerika aus), einen Weg für Beschäftigung in der Industrie zu suchen. Die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft beschäftigte sich mit dieser Frage 1850 in Chur. Weitsichtige Männer, wie Nationalrat A. R. von Planta und der unermüdete Pater Theodosius, setzten ihre ganze Energie ein, um industrielle Gründungen zu fördern. Was aber speziell die Papierindustrie anbelangt, so blieb deren Aufbau fremden Männern vorbehalten, welche über die nötige Sachkenntnis verfügten und die die Mittel aufzutreiben wußten, um die kostspieligen Anlagen zu erstellen und in den den Anfang erschwierenden Umständen durchzuhalten.

Heute steht Graubünden erfreulicherweise an erster Stelle der schweizerischen Feinpapierproduktion. Bei Landquart liegt, in ständiger Weiterentwicklung begriffen, das Unternehmen, welches vor hundert Jahren mit reichlichem Optimismus ins Leben ge-

rufen wurde und dessen Entwicklung, zielsicher verfolgt, aber begleitet von ständigen Schwierigkeiten und Enttäuschungen, hier wiedergegeben werden soll.

Der seit Jahrhunderten von der Landquart abgezweigte Igiser Mühlbach, eine ursprünglich dem Antrieb von Mühlen und Sägereien dienende Wasserkraft, vermochte immer wieder — zumeist allerdings fragwürdige — gewerbliche Unternehmungen anzulocken. So entschlossen sich denn auch die beiden Deutschen Wolfer und Gans für die Erwerbung der bereits vorhandenen Werke am Mühlbache im Jahre 1863 und befaßten sich mit der Idee, die Wasserkraft zur Erzeugung des damals neu entwickelten Holzschliffes zu verwerten. Das erzeugte Produkt wurde in angegliederter Pappenfabrik zu Karton weiterverarbeitet. Doch war diesem ersten Abtasten auf dem Gebiete der Papierherstellung nur kurze Lebensdauer beschieden. Die Pappenfabrik brannte nach kaum fünfjährigem Betrieb ab und wurde nicht mehr aufgebaut. Die Holzschleiferei aber blieb erhalten. Und dieser Umstand vermochte den Entschluß zur Erstellung einer Papierfabrik auszureifen, lag es doch nahe, den erzeugten Rohstoff zu Papier direkt weiter zu verarbeiten. Die Verwirklichung dieses großen Projektes blieb den beiden Herren Alfred Hämmerli und Adolf Henggeler aus Lenzburg und Zug, welche die Liquidation des in Schwierigkeiten geratenen Unternehmens durchführen mußten, vorbehalten. Diese beiden Männer faßten den Entschluß, die Wasserkraft besser auszubauen und für eine in kontinuierlichem Betriebe arbeitende Papierfabrik zu verwenden. In England erwarben sie zu diesem Zweck eine für die damalige Zeit moderne Langsiebpapiermaschine, welche bis zu 5 Tonnen mittelfeines Papier pro Tag zu erzeugen vermochte. Als zum Betrieb gehörend sind mitgeliefert worden 8 Mahlwerke, 2 große Kugelkocher für die Zubereitung der Lumpen und eine dem Antrieb dienende Dampfmaschine. Diese Grundlagen für die geplante Anlage riefen jedoch einem ganzen Park weiterer ergänzender Maschinen, namentlich aber dem Ausbau der Wasserkraft und verschiedenen Gebäulichkeiten, so daß ein Kapital von Millionen vorhanden sein mußte. Für die Inbetriebsetzung mußten Berufsleute aus Italien und Österreich re-

krutiert werden, und auch für die übrige Belegschaft war bei der einheimischen Bevölkerung kaum Interesse vorhanden. Für den Transport der Rohstoffe und der Fertigfabrikate galt es, nach dem Bahnhof Landquart eine über 2 km lange Geleiseanlage zu erstellen. Ein weiteres Problem, das erst durch den Ausbau des heutigen Grundwasserwerkes einwandfrei zu lösen war, bot die Beschaffung genügenden und chemisch einwandfreien Wassers, mußte doch zur Herstellung von einem Kilo Papier mit gegen 1000 Liter klarem Wasser gerechnet werden. Das trübe Wasser des Mühlbaches war dazu wenig geeignet. Trotz allen diesen Schwierigkeiten stand die Fabrik im April 1874 betriebsbereit da als Beweis der unermüdeten Tatkraft und des Unternehmungsgeistes ihrer Gründer. Henggeler übernahm die technische, Hämmerli die kommerzielle Leitung des jungen Unternehmens. Im Bestreben, das Werk im Rohstoff «Zellulose» unabhängig zu machen, wurde der Papierfabrik 1884 noch eine Zellulosefabrik angegliedert. Doch wurde diese Abteilung 1928 stillgelegt.

In der ersten Epoche entwickelte sich die als «AG Fabriken Landquart» im Handelsregister eingetragene Firma zufriedenstellend, und das Landquarter Produkt fand guten Absatz, namentlich auch im Ausland. Bald aber stellten sich Zollschwierigkeiten ein, und die unter bedeutend günstigeren Verhältnissen arbeitenden Betriebe des Unterlandes traten in immer schärfere Konkurrenz. Allzu großes Vertrauen in gewissenlose Verkäufer führte zu enormen Verlusten, und gegen Ende der achtziger Jahre stand das junge Unternehmen, tief verschuldet, der Liquidation nahe. Unentwegte Industrielle des Unterlandes sprangen bei, und unter Beobachtung aller erdenklichen Sparmaßnahmen vegetierte die Firma weiter.

Mit dem Jahre 1897 endlich brach ein neuer, lichterer Zeitabschnitt für Landquart an. Der damals erst dreißigjährige Fachmann Emil Scherrer aus Neukirch-Egnach, mit reichen Erfahrungen in ausländischen Papierfabriken, konnte für die Leitung gewonnen werden. Kaufmännische Weitsicht, Entschlossenheit und nie versagende Energie dieses Mannes waren bestimmt, dem Unternehmen in Landquart gesunde Wege zu weisen. Zunächst galt es, das Bestehende instand-

zustellen und zweckentsprechend zu erweitern. Dann aber folgte — Schritt auf Schritt — die Aufstellung einer neuen Papiermaschine mit all den zugehörigen Zusatzmaschinen. Die seit der Gründung zum Betrieb gehörende Maschinenfabrik mit Gießerei absorbierte wertvolle Kräfte des gesamten Unternehmens, bis es 1905 gelang, diese Abteilung zu verkaufen und vom Papierfabrikbetrieb unabhängig zu machen. Grundlegende Erneuerung erfuhr das Unternehmen 1901 durch die Erstellung einer elektrischen Zentrale, wodurch eine sukzessive Eliminierung der total veralteten Antriebe und Transmissionen und die elektrische Beleuchtung ermöglicht worden ist. Das Jahr 1912 gilt in der Geschichte von Landquart als ausgesprochenes Baujahr im Zeichen ständigen Fortschrittes und grundlegender Neugestaltung. So folgte die Aufstellung einer neuen größeren Papiermaschine, der Ersatz der ursprünglichen alten Maschine aus England durch eine Pergamentpapiermaschine (die einzige Maschine in der Schweiz, mit welcher Rohpapier in Echtpergamentpapier verwandelt werden kann). Alle diese Neuerungen riefen einer vermehrten Zuführung von elektrischer Kraft, welche durch den Anschluß an das damalige Kraftwerk Klosters vermittelt werden konnte. Auch die vorhandenen Räumlichkeiten genügten nicht mehr, um die sich ständig vergrößernde Produktion weiter zu verarbeiten. Man erwarb eine größere Hotelbaute in Ragaz für die Ausrüstung feiner Papiersorten, und erst als moderne Großbauten in Landquart erstellt wurden, konnte der Gesamtbetrieb wieder vereinigt werden.

Die beiden Weltkriege zeitigten ihre üblichen Begleiterscheinungen in hohem Maße auch in Landquart. Hochbrandende Konjunktur wechselte mit entsprechend scharf einsetzender Baisse ab. Sorgen bereitete damals der Ersatz der für die zur Wärmebeschaffung erforderlichen zirka 10 Tonnen Steinkohle pro Tag. Dafür einsetzende Abholzgewinnung in abgelegensten, ungenutzten Bergwäldungen zeitigte Unkosten, welche nur in Kauf genommen werden konnten im Hinblick auf die gefürchtete Stilllegung des Betriebes. Und eine Ausbeutung des alten Torffeldes in Davos ergab Ärger und Verluste am laufenden Band. Kostspielige Einrichtungen für Wiederge-

winnung der Abwärme mußten nach Eintritt normaler Verhältnisse als unwirtschaftlich abgegeben werden.

Am 9. September 1938 ist die Fabrik durch einen gewaltigen Brand heimgesucht worden, welcher den ganzen Betrieb während vierzehn Tagen stilllegte. Alt Direktor Scherrer mußte diese Störung nicht mehr erleben. Eine längere Krankheit hatte am 20. September 1935 dieses erfolgreiche Leben ausgelöscht. Die Sorge um den Wiederaufbau und die Weiterentwicklung lag fortan seinen beiden Söhnen ob, von denen der ältere jedoch nach kaum achtjähriger erfolgreicher Tätigkeit starb und durch den heutigen kaufmännischen Leiter A. Mäder ersetzt wurde.

Nun ergab sich eine Periode ruhiger, aber ständig vorwärts strebender Entwicklung. Die sich überstürzenden Neuerungen und Erfindungen im Papierfach fanden in Landquart immer wieder Eingang und werden der Verbesserung der täglich etwa 40 Tonnen betragenden Produktion dienstbar ge-

macht. Wohnbauten und soziale Einrichtungen schaffen immer angenehmere Beziehungen zwischen Belegschaft (gegen 400 Frauen und Männer) und Fabrikleitung. Zurzeit erfährt das Unternehmen eine ganz bedeutende Vergrößerung durch die Aufstellung einer weiteren Papiermaschine; der für diese Anlage erforderliche mächtige Neubau mit seiner Gesamtlänge von über 250 m ergibt ein völlig verändertes Bild der alten Papierfabrik Landquart.

Das fruchtbare, weite Churer Rheintal erlebt heute durch ständige Gründungen und den Ausbau von industriellen Anlagen einen erfreulichen Aufschwung, welcher in der Zeit allgemeinen Fortschrittes bessere Lebensbedingungen und Wohlstand zu bringen vermag. Die «Papierfabrik Landquart» als älteste dieser Unternehmungen mußte — ihre Anfänge miteingerechnet — hundert Jahre harten Kampfes und Ringens durchmachen, um dieser allgemeinen Prosperität teilhaftig werden zu können.

Zum 100. Todestag der bedeutenden Bündner Malerin

Barbara Bansi (1777 - 1863)

Von Marta Morf-Tanner

«Dem Bischof von Chur werde ich mit Fleiß eine hl. Jungfrau malen und Herrn v. Salis-Seewis eine Venus. In diesen zwei ganz verschiedenen Arten von Gesichtern, Ausdruck und Manier wirst Du meine Studien nach Raffael erkennen; denn so schwer es ist, eine hl. Jungfrau in ihrer ganzen bescheidenen Majestät vorzustellen, so schwer ist es auch, eine Venus nackt und dennoch in ehrbarer Schönheit zu malen. Ich werde diese zwei Stücke mit Fleiß in einem kleinen Format malen.» Dies schrieb Barbara Bansi am 21. Juni 1809 aus Florenz ihrem Vater.

Am 27. Mai 1963 jährt sich zum 100. Male der Todestag Barbara Bansi. Wer war diese Künstlerin, die heute beinahe vergessen ist und deren Werke mit einer kleinen Ausnahme unbekannt sind?

Man schrieb das Jahr 1777. An einem späten Oktobertag wurde dem Bündner Prädikanten Heinrich Bansi in Fläsch und seiner Frau Ursina, geborenen Lorsa, das erste der acht Kinder in die Wiege gelegt und auf den Namen Babette getauft. Der ehrgeizige und phantasievolle Vater ahnte wohl kaum, daß dieses bald Eltern und Geschwister verlassen würde, um in Zürich und später in Paris in einem Haus von Glanz und Luxus aufzuwachsen. Heinrich Bansi lernte den reichen Baumwolltuch-Kaufmann Johann Caspar Schweizer während einer Trinkkur in St. Moritz kennen. Es entstand in der Folge eine enge Freundschaft zwischen den beiden Männern. Bansi reiste oft und gern nach Zürich, um Schweizer in seinem vornehmen Haus am Hirschengraben zu besuchen, wo er bedeutende Männer Zürichs